



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Ästhetik des reinen Gefühls

Cohen, Hermann

1912

5. Minnesang und Marienlied (Die Zweideutigkeit der Mystik - Die niederen Stände)

urn:nbn:de:hbz:466:1-35764

durch die Fortführung des Eros zur religiösen Liebe, zur Menschenliebe vollführt. „Brüder, über'm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen“.

Die Religion nivelliert das Individuelle der Menschen. Jeder Mensch soll Nächster sein. „Seid umschlungen, Millionen“. Wenngleich in anderm Sinne, hat dennoch mit diesem nicht individuellen Charakter der religiösen Menschenliebe auch das Volkslied eine gewisse Unpersönlichkeit gemeinsam. Es ist hier das Liebesverlangen überhaupt, welches das eigentliche Sujet bildet. Diese Sehnsucht nach der blauen Blume ist nicht die persönliche Dualität, sondern eine Unruhe, in der das Selbstgefühl noch gar nicht gewonnen ist, sondern erst angestrebt wird. Auch hierin verrät sich eine Unlauterkeit, weil ein Naturalismus, in der Romantik, und auch schon im Volksliede. Denn nur das Du, die bestimmte Person kann dem Ich zur Reinheit des Gefühls verhelfen; nicht aber darf der Naturtrieb der Liebe in dem Naturtriebe selbst seine Legitimation suchen, geschweige besingen. Daher ist die Unpersönlichkeit ein verräterisches Symptom der natürlichen Lüsternheit. Und sie wird auch zu einem Mittel der hohlen Kunstschwärmerei. So erklärt es sich vielleicht auch, daß gerade jetzt, im Zeitalter des Rassendünkels und des unwahrhaftigen Nationalismus dieser deutsche Lobgesang der Gottes- und der Menschenliebe der gesuchteste musikalische Leckerbissen geworden ist.

5. Minnesang und Marienlied.

Diese Zweideutigkeit haftet auch den beiden Typen an, welche im Mittelalter, man darf wohl sagen, das Volkslied auf ihre Weise ausgestaltet haben, dem ritterlichen Minnelied, wie dem Marienlied. Daß diesen beiden Formen des Liebesliedes Zweideutigkeit einwohnt, steht außer Frage.

Vom Minnelied wird sogar darüber gestritten, ob es nicht lediglich ein Liebeswahn sei. Die Rittersfrau, in den engen Schranken ihres Burgschlosses, sollte wenigstens die Illusion einer persönlichen Freiheit genießen, die das Vorrecht des Ritters für sein ritterliches Leben in Wirklichkeit war. Wehe dem Sänger aber, wenn die Gefühle, deren Fiktion, wie deren

Erwiderung er in seinem Spielberuf darstellt, von der Rittersfrau verwirklicht, den Sänger beglückt hätten. So wird nach dieser ziemlich allgemein herrschenden Auffassung des ritterlichen Minnegesangs, man darf wohl sagen, ein frivoles Spiel mit der Liebe getrieben; eine ästhetische Frivolität, die weder durch die soziale Enge der mittelalterlichen Dame, noch durch die soziale Niedrigkeit des Dichterberufes hinreichend erklärt werden kann. Diesem ästhetischen Tiefstand muß eine sittliche Unwahrhaftigkeit zu Grunde liegen. Wenn irgend wo, so wird es hier zum Erschrecken deutlich, daß nur auf der sittlichen Vorbedingung, und nur auf ihrer Reinheit, die Reinheit des ästhetischen Gefühls sich aufrichten kann.

Damit aber kommen wir auch auf die Zweideutigkeit, welche dem *Marienliede* anhaftet. Sie wird schon dadurch hervorgehoben, daß es eine Streitfrage ist, welcher von beiden Liederzyklen den Vorgang, welcher das Nachspiel bildet. Eine innerliche sittliche Differenz kann danach zwischen beiden nicht angenommen werden. Die ästhetische Zweideutigkeit des *Marienliedes* beruht auf der sittlichen Zweideutigkeit der *Mystik*. Nicht daß ihr sittlicher Wert überhaupt in Abrede gestellt werden sollte; das wäre ein großes Unrecht, und ein um so tieferes Mißverständnis, als dadurch auch der intellektuelle Wert verkannt würde, den man nicht tief genug aus der *Mystik* noch immer zu ermitteln hat. Dennoch aber darf es nicht umgangen werden, daß aller *Mystik* eine sittliche Zweideutigkeit unvermeidlich ist. Das gilt schon von dem Verlangen nach der Vereinigung mit Gott. „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest.“ Wie kann der Mensch glauben, sich dadurch demütigen und entselbsten zu wollen, daß er zur Auflösung in die Gottheit, zur Vereinigung mit der Gottheit sich aufschwellt?

Und wenn diese Zweideutigkeit schon der *Einheit und Einzigkeit Gottes* gegenüber unvermeidlich ist, um wieviel gleißnerischer muß sie gegenüber *Christus* und gar gegenüber der *Maria* werden. Man muß es an den *Verlobungsbildern* mit dem *Jesuskinde* empfinden, wie anstößig diese Antizipation der heiligen *Katharina von Siena* für den Typus der Heiligen

ist. Diese sexuelle Beimischung, diese versteckte religiöse Legitimierung des Grundtriebes im Blute des Menschen hat zu allen Zeiten die Poesie vom Seelenbräutigam Christus schlüpfrig gemacht. Sie ist nur verständlich aus dem mittelalterlichen Grundgedanken, daß die *concupiscentia* das Grundlaster des Menschen, die eigentliche Erbsünde sei. Um so gefährlicher mußte daher der Ausweg werden, als Erlösung von dieser Erbsünde der Liebe, die Liebe zu Christus mit den Farben auszustatten, welche der sinnlichen Liebe entnommen sind; welche mit ihr spielen, da der Ernst mit ihr sündhaft sei.

Und während diese Zweideutigkeit in der Liebe zu Christus noch immer durch das Bild des göttlichen Bräutigams eingeschränkt wurde, so tritt *Maria* gänzlich im Charakter der gnadenreichen Huldin auf. Wenn das Bild der gefeierten Rittersfrau unwahr und schwülstig wurde, sofern der Affekt der Liebe nicht wirklich lebendig war, sondern nur eine technische Schulübung und höfische Spielleistung, so wurde die Stufe der Poesie dabei gar nicht erreicht; die der Rhetorik nicht überstiegen. Solchen harmlosen Charakter haben wohl auch viele Marienlieder, die das allgemeine Hinausstreben der Sinnlichkeit über ihre eigene Natur zu der göttlichen Gnade, die gleichsam nur grammatisch als weiblichen Geschlechts gedacht wurde, aussprechen.

Bedenkt man hingegen einmal, wie sehr der spezifische Charakter des mittelalterlichen Sündenbewußtseins den Schwerpunkt immer in der Geschlechtsliebe fühlte, und ferner, wie die Sittenlosigkeit des *Rittertums*, auf seine soziale Ungebundenheit gestützt, die niederen Stände gegen die Sinnenlust vogelfrei machte, so erkennt man leicht den innern Zusammenhang, in dem der *Marienkultus* mit dem *Minnegesang* im 13. Jahrhundert entstand.

Es braucht keineswegs dieser Zusammenhang so verstanden zu werden, als ob die Lüsterheit des einen auf die Schlüpfrigkeit der Marienlieder übergegangen wäre. Es ist vielleicht nicht unglaublich, daß das religiöse Gemüt von dieser höfischen Lüsterheit, gegen die es sonst kein Schutzmittel gab, bei der einzigen idealen Macht, welche damals die Kirche war,

Zuflucht suchte, so daß auf diesem Wege die Überleitung als eine Ableitung verständlich wird. Indessen wenn auch hier unerörtert bleiben soll, ob dem religiösen Gedanken und dem religiösen Gefühle durch dieses sexuelle Kolorit nicht eine unheilbare Schädigung für den Gedanken und für das Gefühl zugefügt worden ist, so haben wir uns darüber klar zu werden, daß das Lied, das lyrische Liebeslied in dieser religiösen Mischform nicht gedeihen konnte: in keinem Sinne konnte es so zur Reinheit gelangen. Klarheit der Motive ist die erste methodische Vorbedingung. Sie ist nirgends so unerläßlich, wie auf diesem Boden, auf dem Himmel und Hölle für das Menschenherz zusammenfließen.

6. Die Liebe im Alten Testament.

Nicht die Verbindung der Liebe mit der Religion überhaupt ist der Grundfehler. Die Poesie kann die sittliche Vorbedingung so lange der Religion entnehmen, wie sie im Anfange dem Mythos sie entnahm, als ethische Einsicht noch nicht die Reife der Poesie befördert hat. Hat doch die Religion auch ihrerseits die Universalität des Eros in der Gottesliebe und der Menschenliebe in sich aufgenommen. Es muß hier eine Eigenart in der Bibel des alten Bundes hervorgehoben werden.

Die Propheten haben ebenso nachdrücklich die Liebe, wie die Gerechtigkeit Gottes, zur Erkenntnis gebracht. Und die Liebe ist ihnen nicht allein als die milde, nachsichtige, vergebende Eigenschaft Gottes, durch welche sie, gleichwertig und gleichartig mit der Gerechtigkeit, das Wesen Gottes bestimmt, sondern sie wird ihnen auch zum Gleichnis für das Verhältnis Gottes zu Israel und dadurch zur messianischen Menschheit. Nicht allein wie ein Vater seinen Sohn liebt, nicht allein wie eine Mutter ihren Sohn tröstet, liebt Gott sein Volk und seine Menschheit, sondern auch wie der Bräutigam die Braut, wie der Gatte die Geliebte seiner Jugend. Ja auch den Scheidebrief gibt er Israel bei seiner Verwerfung. Es gibt kein Verhältnis der menschlichen, der sittlichen Liebesverfassung unter den Menschen, unter dem die